

*Michael Parmentier*

## **Der Bildungssinn der Erinnerung**

Die Tätigkeit des Erinnerns ist eine menschliche Eigenart. Sie gehört wie alle Tätigkeiten, die mit dem Austritt aus der Natur das Niveau der Instinkt- und Reflexsteuerung verlassen haben, zur *conditio humana*. Ohne Erinnerung ist keine Kulturentwicklung und komplementär dazu auch keine Menschenbildung denkbar. Das ist eine Trivialität und eigentlich nicht der Rede wert. Die Trivialität verfliegt freilich, wenn man nach den objektiven Zwecken fragt, die mit der Erinnerungstätigkeit jeweils verbunden werden. Diese Zwecke sind nicht nur höchst variabel, sie können von Kulturtyp zu Kulturtyp sogar diametral einander entgegengesetzt sein.

### I.

In vormodernen, traditionellen oder in der Terminologie von Lévi-Strauss „kalten“ Gesellschaften dient die Erinnerung der Vernichtung der Zeit und zwar vor allem durch Wiederholung und Nachahmung (vgl. Lévi-Strauss 1973, S. 270f.). Die kalten Gesellschaften wollen bleiben, was sie sind. Sie haben sich nach Lévi-Strauss entschlossen, die verändernde Wirkung der Zeit, also das Neue in der Geschichte, nicht zu akzeptieren und sind deshalb bei allem, was sie tun, darum bemüht, die aus dem Dunkel der Vergangenheit überlieferten Handlungen der Ahnen zu kopieren. Die reale Zeit, die von der Erinnerung überbrückt wird, die Zeit zwischen heute und damals, soll durch die Nachahmung der mythischen Vorbilder ungeschehen gemacht werden. Das zeigt sich in jedem profanen Akt. Der erste Tanz, der erste Fischfang, die erste Hochzeitszeremonie des Kultur bringenden Heros, werden zum Modell der eigenen Lebensvollzüge gemacht. Noch die unscheinbarste Verrichtung der Nahrungszubereitung erhält ihren Sinn und ihre Bedeutung durch das

Ausmaß, in dem sie über Nachahmung an jenen Taten partizipiert, die einst von Göttern, Heroen oder Ahnen vollzogen worden waren. In feierlichen aus dem Alltag herausgehobenen Momenten kann sich die Partizipation sogar bis zur Koinzidenz steigern. Der gegenwärtige Aufbruch zur Jagd zum Beispiel wiederholt dann nicht nur einfach jenen ersten Aufbruch, der einst von einem Gott im Anfang der Zeiten, durchgeführt worden ist, sondern er ist dieser Aufbruch. Mit anderen Worten: Er fällt mit ihm zeitlich zusammen. Für den Menschen dieser vormodernen Kulturen ist der Augenblick, in dem er eine archetypische Handlung wiederholt, tendenziell identisch mit dem mythischen Augenblick, in dem diese Handlung zum ersten Mal vorgenommen wurde. Die Tätigkeit des Erinnerns vollzieht hier, wie Thomas Mann im Josephroman formuliert, die „Aufhebung des Unterschiedes von ‚war‘ und ‚ist‘“ (Mann 1960, S. 1252). So wird in den „kalten Gesellschaften“ die reale Zeit, die zwischen dem erinnerten Damals und dem gelebten Heute liegt, durch Wiederholung und Identifikation entwertet, ja ausgelöscht. Einen Höhepunkt erreicht diese Form der Zeitvernichtung dann, wenn mit Hilfe der Erinnerung nicht irgendeine Handlung des Heroen oder Gottes nachgeahmt und wiederholt wird, sondern die erste überhaupt, die Urhandlung, der Schöpfungsakt selbst. Dahinter steht der Wille, die gesamte Geschichte auszustreichen und noch einmal von vorne zu beginnen. Natürlich war schon damals erkennbar, dass dies nicht geht. Die Zeit lässt sich nicht aufhalten. Doch die Menschen haben es gewollt und deshalb immer wieder versucht. Sie haben in ihren Schöpfungsriten den kosmogonischen Akt nicht nur einmal, sondern mehrfach wiederholt und dabei die Idee einer periodischen Regeneration kreiert. Der Lauf der Zeit konnte auf diese Weise, wenn schon nicht völlig angehalten, so doch wenigstens in eine kreisförmige Bewegung umgebogen werden. Die Abläufe in der Natur schienen diesen Kompromiss zu rechtfertigen. Überall ließ sich in den biokosmischen Rhythmen, den Tages- und Jahreszeiten, den Reifungs- und Geburtszyklen, die Vorstellung von der periodischen Erneuerung und damit auch der Reinigung des Lebens wieder finden. In den mythologischen Erzählungen wird das alles in vielen Varianten vorgetragen (vgl. Eliade 1984).

Doch bei aller Variation: Diese Erzählungen und die Erinnerung, auf die sie angewiesen sind, dienen doch immer demselben Zweck. Sie sollen die verändernde Wirkung der Zeit aufheben, Geschichte nicht zulassen. Bis zu einem gewissen Grad ist dies wohl auch gelungen. Die Menschen der vormodernen oder kalten Gesellschaften konnten glauben in einer andauernden Gegenwart zu leben. In ihrer Vorstellung verschmolzen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu einem einzigen ausgedehnten Tableau. Hier entstand nichts wirklich Neues und hier verging auch nichts für immer. Alles war irgendwie gleichzeitig da und zugänglich, nur an wechselnden Orten. Die Sonne legte sich abends hinter den Bergen schlafen, der Winter wurde vom Frühling zurückgetrieben und die Sterbenden verließen die Erde, um ins Jenseits zu gehen. In diesem Kontext wird auch die Tätigkeit des Erinnerns als eine räumliche Bewegung, eine Art Wanderung konzipiert. Selbst in Platons Anamnesisbegriff wirkt dieses Verständnis noch nach. Der vorgeburtliche Herkunftsort, an den sich die Seele erinnert, liegt nämlich gar nicht zeitlich zurück, er ist nicht wirklich vergangen. Er besteht auch noch in der Gegenwart fort, nur woanders, nämlich in der überirdischen Sphäre der Ideen. Erinnerung wird unter dieser Bedingung zu einer Überbrückung irgendwie räumlich gedachter Distanzen, einer geistigen Rückkehr der Seele von hier nach dort oder von unten nach oben.

In modernen, dynamischen oder, wieder in der Terminologie von Lévi-Strauss, „heißen Gesellschaften“ wie der unseren, ist die Lage völlig anders, eigentlich genau umgekehrt. Hier wird der Erinnerungsbegriff nicht verräumlicht, sondern temporalisiert und die Tätigkeit, die er bezeichnet, dient nicht der Vernichtung der Zeit, sondern ihrer Artikulation und Nutzbarmachung.<sup>1</sup> Moderne Gesellschaften wollen sich verändern. Sie sind nicht an Wiederholung, sondern an Entwicklung interessiert. Deshalb sind sie bereit, geschichtliche Veränderungen nicht nur anzuerkennen, sondern auch noch aktiv zu fördern. Sie suchen die ständige Innovation und damit die Abgrenzung von den Handlungen der Vorfahren und die

---

<sup>1</sup> vgl. dazu den für die Neuzeit paradigmatischen Rat, an den ausgerechnet Mephisto im Faust I den Schüler erinnert: „Gebraucht der Zeit, sie geht so schnell von hinnen.“. Oder die Kurzfassung: „Zeit ist Geld“.

Überwindung der je vorhandenen Traditionen. Alles soll anders werden als bisher. Dieser Wille zur Veränderung verlangt die strikte Trennung der Zeitdimensionen aber auch ihre Verknüpfung miteinander. Er verlangt anders gesagt ein historisches Bewusstsein. Genau hier liegt in der Moderne der objektive Zweck der erinnernden Tätigkeit. Sie soll, statt die Geschichte zu leugnen, ein historisches Bewusstsein schaffen, ein Bewusstsein von den Kontinuitäten und den Diskontinuitäten im historischen Prozess. Die einzige Prozedur, die das bewerkstelligen kann, ist der Vergleich zwischen jetzt und früher. Durch den historischen Vergleich wird beides, Gemeinsamkeit und Verschiedenheit, zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart sichtbar. Er lässt die Besonderheit des geschichtlichen Augenblicks erkennen und erweitert zugleich die Einsicht in all das, was diesen Augenblick mit der Vergangenheit verbindet. Dadurch bringt er auch erst das Wissen hervor, auf dessen Grundlage wir in die Lage versetzt werden, die Gegenwart zu verstehen und für die Planung der weiteren Entwicklung einigermaßen verlässliche Prognosen zu stellen.

Aber wie so oft ist auch hier die Sache in Wirklichkeit noch etwas komplizierter. Denn die im Vergleich gewonnene Einsicht in die Geschichtlichkeit der Welt führt unausweichlich zu der Folgerung, dass auch der Schauplatz des Vergleichs und damit die Vergleichprozedur selbst geschichtlich ist. Der Vergleichende muss sich selbst, wie Litt formulierte, mit den „Augen des Historikers“ betrachten (Litt 1948, S. 61). In dieser Selbstbetrachtung wird dann klar, dass wir genau genommen nicht die Vergangenheit mit der Gegenwart vergleichen und auch nicht umgekehrt die Gegenwart mit der Vergangenheit. Was wir vergleichen ist vielmehr das aktuelle Bild, das wir jeweils von dem einen und von dem anderen haben. Und diese Bilder sind natürlich vor jeder Vergleichsoperation immer schon auf mannigfache Weise mit den Interessen der zeitgenössischen Gesellschaft verfilzt.

Die Moderne hat bekanntlich auf diesen Sachverhalt unter Bezugnahme auf antike Vorbilder mit der erneuerten Forderung nach Quellenkritik reagiert und dafür die historischen Wissenschaften hervorgebracht. Der Vergleich sollte unabhängig sein von partiellen

Interessen und Zufälligkeiten, d.h. er sollte nach überprüfbaren Regeln vonstatten gehen. Doch wie korrekt in diesem Sinne auch immer der Vergleich stattfindet, er ist auf Bilder, auf Deutungen angewiesen. Und für die Erzeugung dieser Bilder, jedenfalls soweit sie die Vergangenheit betreffen, sorgt die erinnernde Tätigkeit. Sie wird in der Moderne nun nicht mehr verstanden als eine Suchbewegung, die den Raum der Gleichzeitigkeit von Ort zu Ort abschreitet, sondern als eine produktive Bewegung in der Dimension der Zeit. In der Erinnerung wird Vergangenes Gegenwart, ohne aufzuhören als Vergangenes kenntlich zu sein. Man kann sagen: Die Erinnerung vergegenwärtigt was gewesen war als Gewesenes. Erst durch diese Vergegenwärtigung eines nicht nur räumlich Abwesenden, sondern zeitlich ein für allemal Verschwundenen, wird der historische Vergleich und damit ein historisches Bewusstsein möglich. Ein solches historisches Bewusstsein ist für „heiße“ Gesellschaften, also für Gesellschaften, die sich entwickeln wollen, unvermeidlich. Diese Einsicht steht im Zentrum des Kompensationstheorems, das Ritter in die Welt gesetzt und sein Schüler Lübke am Überzeugendsten entfaltet hat. Durch die Rede vom „Vertrautheitsschwund“ und von der „Herkunftstreue“ hat Lübke allerdings gegenüber diesem Theorem selbst eine Reihe von Missverständnissen heraufbeschworen. Beide Vokabeln ließen die Kritiker von Schnädelbach und Patzig bis zu Meier und Kocka befürchten, dass Lübke die geschichtliche Erinnerung als eine Art Balsam verstehen will, der in Form vorwissenschaftlicher Traditionspflege und unkritischer Nostalgie, die Folgelasten der Modernisierung kompensieren, also erträglich machen soll. Etwa nach der Devise: neben jedem Atommeiler ein Heimatmuseum. Doch diese Kritik trifft, wenn überhaupt, nur die äußeren Ringe der Kompensationstheorie. Im Kern besagt das Theorem nämlich nur, dass in einer dynamischen Gesellschaft, vor allem dann, wenn sich die Veränderungsgeschwindigkeit auch noch ständig beschleunigt, die „Vergangenheitsvergegenwärtigung“ zu einer, wie Lübke formuliert, „Nötigkeitsbedingung“ geworden ist (Lübke 1992, S. 297).<sup>2</sup> Unter

---

<sup>2</sup> vgl. auch: „Die Kompensationsfunktion bezieht sich auf Nötigkeiten der Vergangenheitsvergegenwärtigung in einer Zivilisation, die ihrer Dynamik wegen uns immer rascher von Teilen unserer Vergangenheit entfernt“ (ebd.)

welchen Vorzeichen diese „nötige“ Vergangenheitsvergegenwärtigung dann vorgenommen wird, unter kritischen oder affirmativen, das lässt die Theorie im Prinzip offen. In der scharfen Replik auf die Vorhaltungen seiner Kritiker erklärt Lübke jedenfalls historische Aufklärung als völlig kompatibel mit seiner Theorie (vgl. ebd., S. 298).

## II.

Doch wie dem auch sei. Wenn die Vergangenheitsvergegenwärtigung nicht gelingt, dann droht der Zusammenhang zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in seine Teile auseinander zu brechen. Die Folge sind Vergangenheits- oder Zukunftsfixierungen, zwei Verfallsformen des historischen Bewusstseins, wie sie bisweilen bei religiösen Gruppen oder Endzeitsekten zu beobachten sind. Die einen klammern sich für den Preis der Selbstmusealisierung an ihre tradierte Lebensform und versuchen sie unter hohem Verdrängungsaufwand aus dem Malstrom der Innovationsdynamik herauszuhalten, wie etwa die Amish People, die anderen verfangen sich in ihren Zukunftsphantasien und sind sogar bereit sich für den Glauben an deren Wirklichkeit in kollektiven Aktionen das Leben zu nehmen, wie manche Adventistengruppen oder die 909 Mitglieder der amerikanischen Volkstempelsekte, die sich am 18. November 1978 in Jonestown im Dschungel von Guyana auf Geheiß ihres Anführers James Warren Jones mit Zyankali-Limonade vergifteten. Solche mal skurrilen mal pathologischen Verfallsformen des Geschichtsbewusstseins kann es nur in modernen Gesellschaften geben. Denn nur hier stellt sich überhaupt die Aufgabe, ein Geschichtsbewusstsein herauszubilden.

Die beiden Verfallsformen der Vergangenheits- und Zukunftsfixierung scheinen allerdings nicht nur auf einzelne sektiererische Gruppen beschränkt, sie erfassen offenbar in abgeschwächten Formen auch das öffentliche gesellschaftliche Bewusstsein insgesamt. Und zwar in Wellenbewegungen. Das lässt sich gut an den letzten 60 Jahren beobachten. In den ersten Jahrzehnten nach Kriegsende waren die Westdeutschen mit dem

Wiederaufbau beschäftigt. Sie haben sich mental vorwiegend in der Zukunft aufgehalten und die Vergangenheit verdrängt. Sie bot nichts außer Zerstörung, Schuld und Scham. In den darauf folgenden Jahrzehnten, schlug das Pendel dann zurück. Die Zukunft schien zunehmend verstellt und nahm z.T. sogar bedrohliche Züge an. An die Stelle von Zukunftsoptimismus trat Katastrophenangst und das Interesse wand sich wieder – wenn auch selektiv – der Vergangenheit zu. Es scheint fast ein Gesetz: Wenn die Aussichten sich eintrüben und der Blick nach vorn im Nebel endet, flüchtet man sich gern, wie Bert Brecht formulierte, „aus der Jetztzeit in die Historie“ (Brecht 1967, S. 610).

Solche Wechsel in der zeitlichen Orientierung, die individuell und kollektiv auftreten können und eine hohe Volatilität aufweisen, werden seit langem schon grundiert von einer noch mächtigeren historischen Tendenz, die nicht auf die Fixierung des Geschichtsbewusstseins in die eine oder andere Richtung, sondern auf seine Schrumpfung hinausläuft und in jenem „punktartigen Horizont“ enden könnte, von dem schon Nietzsche gesprochen hat (Nietzsche 1969, S. 214). Der Grund für die latente Präsenz dieser Schrumpfung, der dritten Verfallsform des Geschichtsbewusstseins, liegt in der Logik der kapitalistischen Ökonomie beschlossen. Je mehr diese das Leben dominiert, desto stärker verengt sich der zeitliche Blickwinkel. Die kapitalistische Wirtschaft braucht für die Aufrechterhaltung ihrer Kreisläufe kein langfristiges über Jahrhunderte reichendes Planungsverhalten. Und sie braucht erst recht kein ebenso weitreichendes Erinnerungsvermögen. „Die Wirtschaft benötigt ein Gedächtnis“, wie Luhmann erkannte, „ausschließlich im Zusammenhang mit Kredit“ (Luhmann 1996, S. 322). Und dabei geht es bekanntlich immer um vergleichsweise kurze Zeitspannen. Wie es scheint werden sie sogar immer kürzer. Die gegenwärtig nach wie vor herrschende finanzmarktgetriebene Form des Kapitalismus, die wegen ihrer hochtourigen Verwertungszyklen zurecht auch Turbokapitalismus genannt wird, ist nur noch an schnellen Gewinnen interessiert. Alles verantwortungsvolle Planen, das die Folgewirkungen der eigenen Wirtschaftsweise auf die zukünftigen Generationen mit einkalkuliert, und alles geschichtskundige Erinnern,

das über die Auswertung von Feed-backdaten hinausgeht, wird von einer an der jeweils höchsten Rendite orientierten Rationalität als Effizienzbremse gebrandmarkt.

Und nicht nur das. Wie zum Hohn wird nämlich die bislang von der Profitgier verschonte Vergangenheit und Zukunft nun selbst noch von der ökonomischen Zentrifuge zu Magma verrührt und in konsumentenfreundlicher Verpackung in die Verwertungsketten eingespeist. Der von Aleida Assmann so genannte „Geschichtsmarkt“ quillt inzwischen über von Angeboten (Assmann 2007, S. 185). Mal boomt die Antike, mal das Mittelalter. Jedes Jubiläum wird ausgeschlachtet. Jeder nur denkbare historische Stoff zum Auflagen- und Quotenbringer gemacht. Da werden vor laufenden Fernsehkameras Grabkammern geöffnet, Leonidas auf der Leinwand in einen Sciencefictionhelden verwandelt, und die Meldung von der Entdeckung einer verschollenen Handschrift des Archimedes auf das Niveau der täglichen Sensationsberichte heruntergezogen. Die Reihe der Beispiele ließe sich beliebig verlängern. All diese Formen von Historienspektakel, Retromoden und Jubiläumstrubel<sup>3</sup> befriedigen natürlich irgendwelche Bedürfnisse, aber sie erzeugen in ihrer Disparität bei den Konsumenten, die wir sind, kein historisches Bewusstsein. Das bleibt den Experten vorbehalten und wird de facto nur noch im Umkreis der seriösen gesellschaftlichen Erinnerungsorgane gepflegt: in den historischen Wissenschaften, den Museen oder dem Denkmalschutz. Die Laien bleiben meist draußen vor und sind der historischen Vergnügungsindustrie ausgeliefert.

Dem Geschäft mit der Vergangenheit korrespondiert übrigens, kaum weniger abstoßend, das Geschäft mit der Zukunft. Sein problematischster Aspekt zeigt sich in der fortschreitenden Zerstörung der staatlichen Rentensysteme zugunsten privater Versicherungskonzerne. Die finanzielle Vorsorge fürs Alter soll nicht

---

<sup>3</sup> im Jahr 2009 kommt es wieder zu einer regelrechten Jubiläumsschwemme, die natürlich vermarktet werden muss: 2000 Jahre Varusschlacht, 400 Jahre Erfindung des Fernrohrs durch Galilei, 250. Todestag von Händel, 250. Geburtstag von Schiller, 200. Todestag von Haydn, 200. Geburtstag von Mendelssohn, 100 Jahre Borussia Dortmund, 90 Jahre Versailles, 60 Jahre Bundesrepublik, 20 Jahre Mauerfall usw.

mehr der Solidarität der Bürger anvertraut werden, sondern dem, wie sich gerade gezeigt hat, hochriskanten Kapitalmarkt. Hier wird für den augenblicklichen Gewinn im wahrsten Sinne des Wortes die Zukunft verkauft, natürlich die Zukunft der andern.

Doch das nur nebenbei. Der ökonomisch motivierte „Angriff der Gegenwart auf die übrige Zeit“, der nach Alexander Kluge dazu führt, „dass die Gegenwart in der Lage ist, alle Zukünfte und Vergangenheiten zu erschlagen“ (Kluge 1990, S. 33), transformiert die Kultur der Erinnerung nach Aleida Assmann in eine Kultur der Aufmerksamkeit. Das Gesetz des Marktes, das heute alles beherrscht, verlangt nicht, die Dinge und ihre Gebrauchsweisen von vorgestern zu erinnern, sondern im aktuellen Warenangebot den aktuell günstigsten Tauschwert schnellstmöglich herauszufinden, also nicht das Diachrone, sondern das Synchronische zu vergleichen. Anders gesagt: Das Gesetz des Marktes verlangt allein den Blick auf Preis- und Rankinglisten.

Leider ist die verwertungsbezogene Logik der kapitalistischen Ökonomie in jüngster Zeit auch in die Pädagogik, in ihren Alltag und in ihre Wissenschaft, eingedrungen und hat dort ziemliche Verwüstungen angerichtet. Das Verhängnis begann mit der Verkürzung des Bildungsbegriffs auf Wissen und Kompetenz. Damit war die Voraussetzung gelegt für die Verwandlung von Bildung in eine Ware, die in zertifizierten Fertigungsprozessen hergestellt, nach Standards quantifiziert, getestet und im Hinblick auf das, was sie einbringt, bewertet werden konnte. Bildung wurde zum Teil der wirtschaftlichen Verwertungszyklen. Die Heranwachsenden erscheinen in dieser wahrhaft perversen Logik nun als Rohstoff, als „Humanressource“, die durch Qualifikation solange zum Humankapital veredelt wird, bis sie über das Merkmal „employability“ verfügt und optimal genutzt, d.h. gewinnbringend eingesetzt und ausgebeutet werden (vgl. Europäische Kommission 2000, S. 14) kann. Zur Vermehrung des Humankapitals empfehlen die interessierten Stellen, allen voran die Bertelsmannstiftung, den Einsatz effizienzsteigernder Rationalisierungsinstrumente darunter auch undemokratische Entscheidungsabläufe, sogenannte Top-down-

Strukturen, wie sie in Wirtschaftsbetrieben vorherrschen. Da ist für Verständigung und Selbstbestimmung natürlich kein Platz mehr. Freiheit, nach Humboldt „die erste und unerlässliche Bedingung“ der Bildung (Humboldt 1792) wird zum leeren Propagandatitel. Die Heranwachsenden sollen offenbar in einem organisatorischen Rahmen auf die Demokratie vorbereitet werden, in dem sie nichts mehr zu sagen haben. Trotz eines beträchtlichen Widerstandes, der sich etwa in der Resonanz zeigte, die den „Frankfurter Einsprüchen“ unter den Pädagogen und in der Öffentlichkeit zuteil wurde, geht die neoliberale Umsteuerung des Bildungssystems ungehindert weiter. Das betriebswirtschaftliche Sprachspiel scheint in der Bildungspolitik inzwischen fest etabliert. Es gibt sogar Pädagogen, die, wie Köller vom IQB, ganz ungeniert von „Bildungserträgen“ sprechen (Köller 2007, S. 13f.). Solche Redeformen scheinen mir nicht nur ein Indiz für die Anpassung der pädagogischen Sprache an den Jargon des Managements, sie scheinen mir auch ein indirektes Indiz für den Bedeutungsverlust des geschichtlichen Denkens in der Pädagogik. Es hat unterm Diktat der sinnlos immer schneller in sich kreisenden Verwertungsabläufe seinen, wie es im Jargon heißt, Kurswert verloren.

### III.

Autoren wie Schiller hätten sich darüber die Haare gerauft. In seiner berühmten Antrittsvorlesung von 1789 mit dem Titel „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“ hatte er die moderne „Nötigkeit“ eines umfassenden und weitreichenden historischen Bewusstseins wie selbstverständlich unterstellt und daraus einige noch heute erwägenswerte Folgerungen gezogen (Schiller 2004). Aus dem anschaulichen Vergleich zwischen seiner damaligen Gegenwart und seiner damaligen Vergangenheit schloss er zunächst, wie vor ihm schon Kant, auf die Existenz einer Fortschrittslinie, die durch die gesamte Weltgeschichte hindurch „vom ungeselligen Höhlenbewohner – zum geistreichen Denker, zum gebildeten Weltmann hinauf“ führt (ebd., S. 758). Das Studium dieser fortschreitenden, wie Schiller sagt „Veredelung“ des Menschengeschlechts wird im Verstand des Zeitgenossen nicht nur ein „Licht“

und in seinem Herzen nicht nur eine „wohltätige Begeisterung“ entzünden (ebd., S. 765). Es wird ihn vor allem auch zu der Einsicht nötigen, dass durch die „lange Kette von Begebenheiten“, die „wie Ursache und Wirkung“ in einander greifen, die Gegenwart das Resultat der Vergangenheit ist (ebd., S. 761).<sup>4</sup> Dadurch sind alle später kommenden Geschlechter ihren Vorgängern verpflichtet. „Selbst in den alltäglichsten Verrichtungen des bürgerlichen Lebens können wir es nicht vermeiden, die Schuldner vergangener Jahrhunderte zu werden“ (ebd., S. 760f.). Weil die vergangenen Jahrhunderte aber ein für allemal vergangen und die Gläubiger nicht mehr erreichbar sind, soll die Gegenwart ihre Schuld nach Schiller an die nachfolgenden Generationen entrichten, und zwar durch einen eigenen Beitrag zum gesellschaftlichen Fortschritt. In der blumigen Sprache des Dichters hört sich das so an: „Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müssen, auch aus unsern Mitteln einen Beitrag zu legen und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen“ (ebd., S. 767). Das ist die Pointe von Schillers Antwort auf die Frage nach dem Zweck des historischen Studiums: Der Zeitgenosse soll aus der Einsicht in den geschichtlichen Fortschritt die Kraft und Legitimation gewinnen zugunsten der nächsten Generationen auf dem eingeschlagenen Weg zu mehr Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit konsequent weiterzugehen.

Schillers Antwort ist lange gültig geblieben und wird noch heute gern als Rechtfertigungsfloskel verwendet. Aber die Zweifel daran haben sich schon früh angemeldet. Sie richteten sich in erster Linie gegen die zur Prämisse erhobene Idee eines Fortschrittes, der dem „Leitfaden der Vernunft“ folgt. Diese Prämisse erschien einigen schon im ausgehenden 18. Jahrhundert empirisch nicht mehr haltbar. Außerdem drohte der Diskurs der Zeit den im Vergleich der Epochen vermeintlich beobachteten Fortschritt in den Rang einer

---

<sup>4</sup> vgl. auch: „Unser menschliches Jahrhundert herbeizuführen haben sich – ohne es zu wissen oder zu erzielen – alle vorhergehenden Zeitalter angestrengt“ (Schiller 2004, S. 766).

Notwendigkeit zu heben und so das freie Subjekt zum Opfer oder bloßen Vollstrecker einer überpersönlichen Gesetzlichkeit zu entmündigen. Im einen Fall fördert der Glaube an die geschichtliche Notwendigkeit die Neigung zu Passivität und Fatalismus, im anderen die zur Skrupellosigkeit und zur Selbsterhöhung. Wer sich als Vollstrecker einer historischen Sendung meint fühlen zu dürfen, der ist zur Not bereit, auch über Leichen zu gehen. Schiller dürften solche Erwägungen in seinen späten Jahren durch den Kopf gegangen sein. Angesichts des jakobinischen Terrors haben ihn offenbar Zweifel an der Zwangsläufigkeit des Fortschritts geplagt. Die Ungereimtheiten seiner ästhetischen Briefe scheinen mir dafür ein Beleg. Offiziell freilich hat er an dem Fortschrittsglauben festgehalten. Wirklich gebrochen damit hat 85 Jahre nach ihm erst Friedrich Nietzsche.

Nietzsche glaubt nicht mehr an die Lehre vom unaufhaltsamen Vorwärtsgang oder Aufstieg der Vernunft und der Humanität. Unter Bezugnahme auf eine Äußerung Grillparzers<sup>5</sup>, in der die Rhizometapher von Deleuze und Guattari vorweggenommen scheint, verwirft er sogar jede Möglichkeit eines linearen Zusammenhangs im geschichtlichen Geschehen und zieht mit beißendem Spott über all die „historischen Virtuosen“ her, die „die eigene Zeit als das nothwendige Resultat“ eines „Weltprozesses“ rechtfertigen wollen (Nietzsche 1969, S. 263).<sup>6</sup> Besonders Hegel und ein gewisser Hartmann bekommen dabei ihr Fett weg. Dennoch akzeptiert auch Nietzsche die moderne Nötigung zur Herausbildung eines historischen Bewusstseins und glaubt an den Nutzen der geschichtlichen Erinnerung. „Wir brauchen die Historie“ – das war sein Axiom. „Aber wir brauchen sie anders“ – das war seine

---

<sup>5</sup> Grillparzer: „Jeder Mensch hat zugleich seine Separatnothwendigkeit, so dass Millionen Richtungen parallel in krummen und geraden Linien nebeneinander laufen, sich durchkreuzen, fördern, hemmen, vor- und rückwärts streben und dadurch für einander den Charakter des Zufalls annehmen und es so, abgerechnet die Einwirkungen der Naturereignisse, unmöglich machen, eine durchgreifende, Alle umfassende Nothwendigkeit des Geschehenden nachzuweisen“ (zitiert nach: Nietzsche 1969, S. 247).

<sup>6</sup> vgl. auch: „Wer aber erst gelernt hat, vor der ‚Macht der Geschichte‘ den Rücken zu krümmen und den Kopf zu beugen, der nickt zuletzt chinesishaft-mechanisch sein ‚Ja‘ zu jeder Macht, sei dies nun eine Regierung oder eine öffentliche Meinung oder eine Zahlen-Majorität, und bewegt seine Glieder genau in dem Takte, in welchem irgend eine ‚Macht‘ am Faden zieht (Nietzsche 1969, S. 263).

Einschränkung (ebd., S. 209). Und diese Einschränkung war ihm wichtig. In seiner unzeitgemäßen Betrachtung von 1874 „Über Nutzen und Nachteil der Geschichte fürs Leben“ grenzt er sich deshalb auch deutlich ab von der Antwort, die Schiller vorgeschlagen hatte. Für Nietzsche liegt der praktische Nutzen der Erinnerung nicht wie für Schiller in der moralischen Verpflichtung der Zeitgenossen nun auch ihrerseits – wie schon die Vorfahren – etwas zur fortschreitenden Veredelung der Menschheit beizutragen. Nietzsches Antwort kommt ohne die Annahme einer Fortschrittslogik aus und besteht in dem bekannten Vorschlag einer Triade von monumentalischer, antiquarischer und kritischer Historie. Welche davon gewählt wird, also welches Verhältnis zur Vergangenheit gelten soll, hängt ab von den jeweiligen „Zielen, Kräften und Nöthen“ der einzelnen Menschen und Völker (ebd., S. 230). Wenn der Mensch Großes schaffen will, dann nutzt er die Vergangenheit in Form der monumentalischen Historie. Sie liefert ihm auf einem zeitlosen „Höhenzug der Menschheit“ (ebd., S. 220) durch die Jahrtausende hindurch die „Vorbilder, Lehrer, Tröster“, die er „unter seinen Genossen und in der Gegenwart nicht zu finden vermag“ (ebd., S. 219). Große Männer vor allem, die den Kampf „gegen die blinde Macht des Wirklichen“ aufgenommen haben (ebd., S. 265). Erst in diesen heroischen Einzelnen erhält die Weltgeschichte ihren Sinn. Denn „das Ziel der Menschheit“ soll nach Nietzsche „nicht am Ende liegen, sondern nur in ihren höchsten Exemplaren“ (ebd., S. 270). „Wer dagegen im Gewohnten und Altverehrten beharren mag, pflegt das Vergangene als antiquarischer Historiker“. Er blickt „mit Treue und Liebe dorthin zurück“, [...] „woher er kommt, worin er geworden ist“, und versucht es zu bewahren für alle, die nach ihm kommen. „Die Geschichte seiner Stadt wird ihm zur Geschichte seiner selbst; er versteht die Mauer, das gethürmte Thor, die Rathsverordnung, das Volksfest wie ein ausgemaltes Tagebuch seiner Jugend und findet sich selbst in diesem Allen, seine Kraft, seinen Fleiss, seine Lust, sein Urtheil, seine Thorheit und Unart wieder“ (ebd., S. 225f.). Und wer schließlich die „gegenwärtige Noth“, die seine „Brust beklemmt“ „abwerfen will“, der „hat ein Bedürfniss zur kritischen, das heisst richtenden und verurtheilenden Historie“ (ebd., S. 225). „Er muss die Kraft haben und von Zeit zu Zeit anwenden, eine Vergangenheit zu zerbrechen und

aufzulösen, um leben zu können: dies erreicht er dadurch, dass er sie vor Gericht zieht, peinlich inquirirt, und endlich verurtheilt“ (ebd., S. 229).

#### IV.

Schiller und Nietzsche beschreiben unterschiedliche Formen und Nutzanwendungen des Geschichtsbewusstseins. Aber die moderne Nötigung zu Ausbildung eines solchen Geschichtsbewusstseins selbst ziehen sie nicht in Zweifel. Und sie sind auch nicht methodisch naiv. Sie wissen, ohne es besonders zu explizieren, dass die Erinnerung die Vergangenheit nicht so wiedergibt, wie sie wirklich gewesen ist, sondern wie sie aus der Perspektive der Gegenwart erscheint. Sie wissen als Kinder der Moderne und Leser Kants: Die Vergangenheitsvergegenwärtigung als Voraussetzung jeder Art von Geschichtsbewusstsein kann nur das Ergebnis einer Konstruktion sein. Das ergibt sich schon aus der Abhängigkeit von den Quellen. Mal sind sie spärlich, lückenhaft, oder fehlen ganz, dann müssen sie für die geschichtliche Erzählung durch Konjekturen ergänzt und vervollständigt werden. Mal sind sie in Überfülle vorhanden und verstopfen mit ihren Details das Gedächtnis, dann müssen sie durch Auswahl und Verdichtung auf das was man in der eigenen Perspektive „das Wesentliche“ nennt, reduziert und zusammengefasst werden: Ergänzung und Reduktion sind dann auch die beiden entscheidenden Verfahren der Vergangenheitskonstruktion. Das erste Verfahren, die Ergänzung, ist dabei nie ganz frei von projektiver Phantasie und das zweite, die Reduktion, schließt immer ein Vergessen ein.<sup>7</sup>

Schiller betont angesichts der großen Lücken in der Überlieferung, angesichts der Zusammenhanglosigkeit vieler Überreste und Dokumente und ihrer häufigen Zerstörung und Verunstaltung, eher die Unvermeidlichkeit des Ergänzungsverfahrens. Ohne dieses Verfahren,

---

<sup>7</sup> Luhmann sieht im Vergessen sogar in pointierter Einseitigkeit die „primäre Funktion“ des Gedächtnisses. „Vergessen ist jedoch nicht, wie man im Alltagsverständnis meint, ein bedauerliches Missgeschick. Es ist vielmehr die primäre Funktion des Gedächtnisses. Schon während der laufenden Operationen oder sehr bald danach sortiert das Gedächtnis aus, was vergessen werden kann“ (Luhmann 1996, S.311)

ohne die spekulative Kraft der Komplettierung würde die „Weltgeschichte nie etwas anders als ein Aggregat von Bruchstücken werden“ (Schiller 2004, S. 763). Deshalb empfiehlt er die Inanspruchnahme einer Hilfe, die heute in der Historie wohl nicht mehr so schnell in Anspruch genommen würde, die Hilfe nämlich des „philosophischen Verstandes“. Er soll „diese Bruchstücke durch künstliche Bindungsglieder“ verketteten und „das Aggregat zum System, zu einem vernunftmäßig zusammenhängenden Ganzen“ erheben (ebd.).

Nietzsche dagegen betont angesichts der Überfülle von historischen Quellen eher die Unvermeidbarkeit des Reduktionsverfahrens und plädiert in diesem Zusammenhang vor allem fürs Vergessen. Das Vergessen ist sein Lieblingsthema. Ohne Vergessen nimmt die Historie überhand und schadet dem Leben. Sie wird zur Last, die den Menschen niederdrückt und seinen Gang beschwert. Ihr Übermaß schwächt die Persönlichkeit, führt zur Selbstgerechtigkeit, lähmt die Lebenskräfte, zerstört die stärksten Instinkte der Jugend und hindert den Einzelnen nicht minder als das Ganze am Reifwerden. Am Ende macht es krank. Die Menschen trocknen zu „konkreten Abstrakta“ aus, „nicht Götter, nicht Tiere, sondern historische Bildungsgebilde, ganz und gar Bildung, Bild, Form ohne nachweisbaren Inhalt, leider nur schlechte Form, und überdies Uniform“ (Nietzsche 1969, S. 241). Nietzsche wird nicht müde die bedrohlichen Folgen eines hypertrophen „Historisierens“ immer wieder in allen Farben und polemischen Zuspitzungen zu schildern. Nur das Vergessen, die extremste Form eines Reduktionsverfahrens, scheint hier noch Abhilfe schaffen zu können. Jedenfalls wird es von Nietzsche favorisiert. Aber er kennt auch andere Verfahren der Reduktion, wie etwa die Verdichtung, bei der „die Individualität des Vergangenen in eine allgemeine Form hineingezwängt und an allen scharfen Ecken und Linien zu Gunsten der Übereinstimmung zerbrochen“ wird (ebd., S. 223).

V.

Die Einsicht in den Konstruktcharakter der historischen Erinnerung,

hat sich in der Zeit danach immer mal wieder zu der These radikalisiert, dass das Bild der Vergangenheit nur eine Fiktion sei. Das Bild der Vergangenheit, wie es in der Erinnerung erscheint, sollte nicht nur durch die komplementären Operationen der Ergänzung und Reduktion aus den Quellen erzeugt, sondern komplett nach den Bedürfnissen der Gegenwart erfunden, reine Simulation sein. Schon Nietzsche forderte vom Historiker nicht nur eine „künstlerische Potenz“ (ebd., S. 249), er konnte sich auch „eine Geschichtsschreibung denken, die keinen Tropfen der gemeinen empirischen Wahrheit in sich hat und doch im höchsten Grade auf das Prädikat der Objectivität Anspruch machen dürfte“ (ebd., S. 247). Theodor Lessing hat dann kurz nach dem Ende des ersten Weltkrieges in seinem Buch mit dem programmatischen Titel „Geschichte als Sinnggebung des Sinnlosen“ den Objektivitätsanspruch noch gestrichen und die Historie zum Phantasma erklärt: „Die rein illusionäre Natur der Geschichte ist gerade der Geschichte unverwelklicher Ruhmestitel! Was aus der Geschichte spricht, sind Herzenswünsche.“ Die Geschichtswissenschaft, die er antizipiert, „sagt nicht mehr platzzuversichtlich: So war es!, aber sie sagt reinen Gewissens und stolz fordernd: So soll es gewesen sein!“ (Lessing, zitiert nach: Litt 1948, S. 91). An solche Vorlagen konnten dann in jüngster Zeit einige postmoderne Theoretiker anknüpfen. Sie haben die Lessingsche These von der „logificatio post festum“, der nachträglichen Sinnggebung, eigentlich nur noch in ihren Diskurs übersetzt und die Historie zur Simulation erklärt.

Auch Hayden White, der mittlerweile emeritierte Professor aus Stanford, wird gelegentlich dieser Simulationsfraktion zugerechnet. Auch für ihn soll der Wirklichkeitsbezug einer historischen Darstellung irrelevant und damit ihr Wahrheitsanspruch hinfällig geworden sein. Tatsächlich spricht White vom „fiktiven Charakter der historischen Erzählung“ (White 1986a, S. 110) und geht soweit, ihre Konstruktionsregeln mit denen eines historischen Romans gleichzusetzen. „Die Unterschiede zwischen einer Geschichte (history) und einer fiktionalen Darstellung von Realität sind eher Gradunterschiede als qualitativer Art“ (White 1986b, S. 80). Den Historikern wirft er vor, „historische Erzählungen“ nicht „als das

anzusehen, was sie am offensichtlichsten sind: sprachliche Fiktionen (verbal fictions)“ (White 1986a, S. 102).

Diese Fiktionsthese ist nicht ungefährlich. Sie könnte leicht als Gebrauchsanweisung verstanden werden. Wo das endet, zeigen all die Fälle, in denen eine liebedienerische Geschichtsschreibung, die Vergangenheit so lange retuschiert, zurechtgestutzt und um-gemodelt hat, bis daraus ein einziges Propagandastück für die jeweiligen Machthaber geworden war. Das eklatanteste Beispiel liefert der Nationalsozialismus. Noch nie waren bis dahin „die Möglichkeiten des Irrtums und der Täuschung, die dem geschichtlichen Denken als solchem innewohnen, mit einer so abgefeimten Systematik dazu ausgenutzt“ worden, einem verbrecherischen Regime „Vorspanndienste zu leisten. Noch nie war geschichtliches Bewußtsein so sehr zum Politicum geworden“ (Litt 1948, S. 35). An derlei Konsequenzen seiner geschichtstheoretischen Überlegungen hat Hayden White aber sicher nicht gedacht, schon deshalb nicht, weil sie gar nicht so strikt gemeint waren, wie sie verstanden wurden. White hat von Anfang an an der Differenz zwischen res factae und res fictae festgehalten und die Gleichsetzung von Roman und Geschichtsschreibung nur auf die gemeinsamen Strategien oder Verfahren der sprachlichen Darstellung bezogen, die hier wie dort zur Anwendung kommen: die Plotstrukturen, die Erklärungsparadigmen, ideologischen Implikationen und topologischen Figuren. Nur diese Gemeinsamkeiten in der sprachlichen Verfasstheit meint White, wenn er von der „fiktionalen Komponente historischer Erzählungen“ spricht (White 1986a, S. 108). Deshalb ist es für sein Untersuchungsinteresse relativ gleichgültig, ob die dargestellten Ereignisse real oder nur imaginiert sind; „die Art der Sinnstiftung (making sense) ist die gleiche“ (ebd., S. 121).<sup>8</sup>

Aus dem für diesen dichterischen Prozeß kulturell vorhandenen Repertoire von Darstellungsmodi kann der Historiker frei wählen, wenn auch nur, wie White in seinem Hauptwerk (1973)

---

<sup>8</sup> vgl. auch: „Romanautoren mögen sich nur mit vorgestellten Ereignissen befassen, während Historiker sich mit realen befassen, aber der Prozeß ihres Zusammenfügens ... zu einer verständlichen Totalität ... ist ein dichterischer Prozeß“ (White 1986c, S. 149).

„Metahistorie“ an den Klassikern der Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts demonstriert, in bestimmten Grenzen. Es gibt offenbar Affinitäten in der Kombination, die für einzelne Historiker aber auch für ganze historische Schulen charakteristisch sind. So ist etwa bei Michelet die ideographische Erklärungsform mit der Plotstruktur der Romanze und bei Ranke die organistische Erklärung mit der Plotstruktur der Komödie verbunden; bei Tocqueville wird die mechanistische Erklärungsform dazu benützt, eine im wesentlichen tragische Konzeption vom historischen Prozeß zu präsentieren; und bei Burkhardt erscheint eine kontextualistische Erklärungsform in Verbindung mit einer narrativen Form, die im wesentlichen satirischer Natur ist (vgl. White 1986b, S. 88).

## VI.

Weil die Quellenbasis sich dauernd ändert, sind die Entscheidungen für die eine oder andere Darstellungsform und Kombinationsmöglichkeit nicht von Dauer. Neu entdeckte historische Sachverhalte, oder auch alte, die sich aus der Verdrängung zurückmelden, zwingen zur Korrektur. Die historische Erinnerung muss dann, wie White formuliert, „recodiert“ werden. Das ist in der Moderne eigentlich ganz normal, geradezu unvermeidbar. Erinnerungsbilder sind keine Phantasiegebilde und genau genommen auch keine einfachen realistischen Konstruktionen, sondern immer Rekonstruktionen. Sie entstehen durch Zerlegung und Arrangement früherer Erinnerungsbilder. Sie sind Konstruktionen von Konstruktionen oder meinethalben: Dekonstruktionen.

Das gilt auf der kollektiv-geschichtlichen aber auch auf der individuell-biographischen Ebene. Auf der letzteren kann ein geringfügiger äußerer Anlass, das zufällig entdeckte Detail auf einem Photo, der erst jetzt lesbare Name unter einem Dokument, mit einem Schlag die eigene Erinnerung völlig verändern. Im Extremfall muss die gesamte Lebensgeschichte umgeschrieben werden. Wie man sich diese rekonstruktive oder dekonstruktive Tätigkeit des individuellen Erinnerens vorstellen kann, lässt sich bei Proust studieren. Immer wieder schildert der Held der „Recherche“ in seiner umfassenden

Erinnerung die verschiedenen Erinnerungen und Erwartungen, in denen er an verschiedenen Zeitpunkten seines Lebens seine eigene Vergangenheit und Zukunft jeweils anders sah und begriff. So entsteht die typische Bewegung von Täuschungen und Enttäuschungen, die den Rhythmus der „Recherche“ bestimmt (vgl. Deleuze 1978). Man ist versucht zu sagen: Die Recherche beschreibt die Geschichte der wechselnden Selbstdeutungen des Helden, die Geschichte seiner wechselnden Erinnerungen und Erwartungen also.

Die im Gedächtnis irgendwie aufbewahrten Sachverhalte der Vergangenheit eignen sich allerdings nicht alle in gleicher Weise für diese ständigen Neuinterpretationen. Manche widersetzen sich hartnäckig und langfristig der rekonstruierenden Erinnerungsarbeit. Es sind die Leichen im Keller, die ungeheuerlichen, peinlichen, schmerzhaften Eindrücke und Erfahrungen aus früheren Jahren. Sie haben sich unter harmlosen Deckerinnerungen versteckt und wollen sich nicht aufstören lassen. Genauer gesagt: Das erinnernde Subjekt will nicht an ihnen rühren und verstellt sich so den Weg zu einem ungeschminkten Selbstverständnis. Lieber legt es sich seine vergangene Taten und Untaten, seine realen und moralischen Niederlagen nachträglich so zurecht, dass es von jeder Schuld, jeder Schwäche, jeder Verantwortung frei erscheint. Die Psychoanalyse hat diese durchtriebenen Künste der Selbsthintergehung und Verkleidung von der Verleugnung bis zur Rationalisierung ausführlich untersucht und als Abwehrmechanismen beschrieben.

Wie kompliziert sich die rekonstruierende Erinnerungsarbeit gestalten kann, wenn sie auf solche Abwehrmechanismen stößt, zeigt die Krankengeschichte der Katharina, die Freud in den Studien über Hysterie aus dem Jahre 1895 dargestellt hat (vgl. Kettner 1998). Die junge Kellnerin hatte ihren Vater beim Beischlaf mit ihrer Cousine überrascht und verstand in diesem Augenblick plötzlich rückwirkend zum ersten Mal den sexuellen Sinn der väterlichen Zudringlichkeiten, denen sie mehrere Jahre zuvor in ihrer Kindheit ausgesetzt war. Durch die aktuelle Entdeckung wurde ihre bisherige Erinnerung an die frühere Annäherungsszene, die bislang irgendwo unbeachtet in ihrem Gedächtnis lag, mit einem Schlag neu kontextuiert und erhielt nun

eine Bedeutung, die so erschreckend war, dass die Patientin sie sofort wieder verdrängen musste, und ihr damit einen pathogenen Wert verlieh. Die Erinnerung machte *nachträglich* aus dem frühen Erlebnis eine traumatische Erfahrung und verursachte, wie die Analyse zeigt, die Entstehung von Katharinas psychopathologischen Symptomen. Um diese Symptome zu beseitigen und die seelische Krankheit der Patientin zu heilen, d.h. um ihr die Erinnerung wiederzugeben, muss die Therapie zuerst einmal die Erinnerungsblockaden, d.h. die Verdrängungen überwinden.

Das lässt sich in gewissen Grenzen auch auf das Verhältnis zu unserer Kollektivvergangenheit übertragen. Für Adorno hieß, bezogen auf die Nazizeit, Aufarbeiten der Vergangenheit dann auch in erster Linie Auflösung der unbewussten Abwehrleistungen, der Leugnungen und Verharmlosungen, der Aufrechnungen und Projektionen, kurz all der „Rationalisierungen der törichsten Art“ (Adorno 1963, S.128). Habermas hat diesen Ansatz in seinem Beitrag zur Aufarbeitung der zweiten deutschen Vergangenheit aufgegriffen und aktualisiert und dabei – sicherlich nicht überraschend für diesen Autor – die Perspektive von der ersten Person Singular auf die erste Person Plural verschoben. Für Habermas kann die Aufarbeitung der Vergangenheit angesichts der vorhandenen Widerstände nur in Form einer öffentlichen Auseinandersetzung durchgeführt werden, als öffentlicher Streit (vgl. Habermas 1995).

## VII.

Doch auf welche Widerstände auch immer die Erinnerung stößt und wie auch immer sie überwunden werden in therapeutischen Settings oder in konfliktreichen Prozessen öffentlicher Selbstverständigung, die erinnernde Tätigkeit ist eine rekonstruierende Tätigkeit. Ihr Ausgangspunkt ist immer eine Krise. Sie entsteht, wenn neue Daten auftauchen und mit der bisherigen Sicht auf die Vergangenheit in Konflikt geraten. Im Extremfall wird dadurch der gesamte Gedächtnisinhalt durcheinander geschüttelt und zur Reorganisation gezwungen. Die Krise endet erst, wenn das alte Erinnerungsbild dekonstruiert, d.h. in seine Elemente zerlegt und in einer geduldigen

und bisweilen mühevollen Arbeit unter Einbezug der neuen Daten so lange wieder zusammengesetzt wird, bis alles passt und eine neue überzeugendere und stabilere Vergangenheitskonstruktion gefunden ist. Bei diesem Vorgang verändert sich auch das Subjekt. Die neue Ordnung, die es durch Zerlegung und Arrangement seiner Erinnerung gibt, wird zu seiner eigenen Ordnung. Man kann sagen: es bildet sich. Deshalb hat die Erinnerung auch nicht, wie mein missverständlicher Titel suggeriert, einen irgendwie gearteten Bildungssinn, sie ist in modernen Gesellschaften selbst der Inbegriff einer Bildungsbewegung.

## Literatur

- Adorno, Th. W. (1963): Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit. In: Adorno, Th. W.: Eingriffe. Neun kritische Modelle. Frankfurt am Main, S. 125 – 146.
- Assmann, A. (2007): Geschichte im Gedächtnis. Von der individuellen Erfahrung zur öffentlichen Inszenierung. München.
- Brecht, B. (1967): Schriften zum Theater 2. In: Brecht, B.: Gesammelte Werke. Band 16. Frankfurt am Main.
- Deleuze, G. (1978): Proust und die Zeichen. Frankfurt am Main u.a.
- Eliade, M. (1984): Kosmos und Geschichte: der Mythos der ewigen Wiederkehr. Frankfurt am Main.
- Europäische Kommission (2000): Memorandum über Lebenslanges Lernen. Brüssel.
- Habermas, J. (1995): Was bedeutet „Aufarbeitung der Vergangenheit“ heute. In: Habermas, J.: Die Normalität der Berliner Republik. Frankfurt am Main, S. 21 – 45.
- Humboldt, W. von (2002; orig. 1792): Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen (erstmalig publiziert 1851). Stuttgart.
- Kettner, M. (1998): Nachträglichkeit. In: Rösen, J./Straub, J. (Hrsg.): Die dunkle Spur der Vergangenheit. Psychoanalytische Zugänge zum Geschichtsbewusstsein. Frankfurt am Main, S. 33 – 69.
- Kluge, A. (1990): Der Angriff der Gegenwart auf die übrige Zeit. Frankfurt am Main.
- Köller, O. (2007): Bildungsstandards, einheitliche Prüfungsanforderungen und Qualitätssicherung in der Sekundarstufe II. In: Benner, D. (Hrsg.): Bildungsstandards: Instrumente zur Qualitätssicherung im Bildungswesen. Chancen und Grenzen – Beispiele und Perspektiven. Paderborn u.a., S.13 – 28.
- Lévi-Strauss, C. (1973): Das Wilde Denken. Frankfurt am Main.
- Litt, Th. (1948): Wege und Irrwege des geschichtlichen Denkens. München.
- Luhmann, N. (1996): "Zeit und Gedächtnis". In: Luhmann, N.: Soziale Systeme. Grundriß

einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main, S. 307 – 330.

Lübbe, H. (1992): Im Zuge der Zeit. Verkürzter Aufenthalt in der Gegenwart. Berlin u.a.

Mann, T. (1960): Josef und seine Brüder. In: Mann, T.: Gesammelte Werke. Band V. Berlin u.a.

Nietzsche, F. (1969): Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben. In: Nietzsche, F.: Werke I (hrsg. von Karl Schlechta). München, S. 209 – 285.

Schiller, F. von (2004; orig. 1789): Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? In: Schiller, F. von: Sämtliche Werke in fünf Bänden. Band IV. München, S. 749 – 767.

White, H. (1986a): Der historische Text als literarisches Kunstwerk. In: White, H.: Auch Klio dichtet. Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Topologie des historischen Diskurses. Stuttgart, S. 101-122.

White, H. (1986b): Interpretation und Geschichte. In: White, H.: Auch Klio dichtet. Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Topologie des historischen Diskurses. Stuttgart, S. 64-100.

White, H. (1986c): Fiktionen der Darstellung des Faktischen. In: White, H.: Auch Klio dichtet. Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Topologie des historischen Diskurses. Stuttgart, S.145-160.